

Craig Groeschel

Der fromme **A†heist**

Du glaubst an Gott, aber lebst so,
als ob alles von dir abhängt?

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Elke Wiemer

*Zwar behaupten diese Leute, Gott zu kennen,
aber ihr Leben beweist das Gegenteil.
Sie widersetzen sich Gottes Weisungen und
sind zu nichts Gutem fähig.
Was sie tun, kann man nur verabscheuen.*

Titus 1,16

Inhalt

Liebe Leser ...	9
<i>Einleitung:</i>	
Auf dem Weg der Besserung	15
<i>Eins:</i> Sie glauben an Gott, kennen ihn aber nicht wirklich?	26
<i>Zwei:</i> Sie glauben an Gott, schämen sich jedoch für Ihre Vergangenheit?	40
<i>Drei:</i> Sie glauben an Gott, wissen aber nicht, ob er Sie liebt?	50
<i>Vier:</i> Sie glauben an Gott, aber nicht daran, dass Ihre Gebete etwas bewirken? ...	63
<i>Fünf:</i> Sie glauben an Gott, meinen aber, er sei unfair?	80
<i>Sechs:</i> Sie glauben an Gott, wollen aber nicht vergeben?	97
<i>Sieben:</i> Sie glauben an Gott, aber nicht an die Möglichkeit zur Veränderung?	107

<i>Acht:</i> Sie glauben an Gott, machen sich aber ständig Sorgen?	125
<i>Neun:</i> Sie glauben an Gott, streben aber um jeden Preis nach Glück?	141
<i>Zehn:</i> Sie glauben an Gott, verlassen sich aber lieber auf die Macht des Geldes? ..	152
<i>Elf:</i> Sie glauben an Gott, erzählen aber anderen nicht von ihm?	169
<i>Zwölf:</i> Sie glauben an Gott, aber nicht an seine Gemeinde?	189
<i>Nachwort:</i> Die dritte Linie	207
Danksagung	217

Liebe Leser ...

Wenn man im Flugzeug neben wildfremden Menschen sitzt, erlebt man die unterhaltsamsten und überraschendsten Dinge – besonders, wenn man wie ich Pastor ist.

Die Unterhaltungen sind meist so lange ungezwungen und kurzweilig, bis mein ahnungsloses Gegenüber herausfindet, womit ich meinen Lebensunterhalt verdiene. Aber sobald er es herausbekommen hat, wendet sich das Blatt. Manchmal wird die Unterhaltung dadurch tiefgehender, weil uns geistliche Interessen verbinden. Manchmal kommt es zu einer hitzigen Debatte, weil mein Gesprächspartner Zweifel, Fragen oder Verletzungen loswerden will. Und manchmal signalisieren mir auch Kopfhörer und geschlossene Augen unmissverständlich, dass die Unterhaltung hiermit beendet ist.

Vor Kurzem musste ich zwei Flüge nehmen, um mein Ziel zu erreichen. In der ersten Maschine saß ich neben Travis, einem verheirateten Mann mittleren Alters und Vater zweier Kinder, der gerade von einer erfolglosen Geschäftsreise zurückkam. Im nächsten Flugzeug saß ich neben Michelle, einer außergewöhnlich intelligenten und geistreichen 23-jährigen Studentin, die auf dem Weg in die Sommersemesterferien war. Beide waren müde. Beide wollten nach Hause.

Und beide waren Atheisten – wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise.

Travis war der klassische Typ. Wie die meisten Atheisten leugnete er rundweg, dass es Gott gibt. Er betete nicht, las nicht in der Bibel und ging nicht in die Kirche. Das Einzige, was ihm am Christentum gefiel, war, dass er sich über die Fernsehprediger lustig machen konnte.

„Ich glaube nicht an Gott“, sagte er mit gespielt breitem Südstaatenakzent und lachte dabei laut.

Während der ersten Hälfte des Fluges sprachen wir über Travis' Immobilienfirma, der es nicht besonders gut ging. Noch vor zwei Jahren war er ganz oben gewesen und hatte ein gutes Geschäft nach dem anderen gemacht und jetzt konnte er nicht einmal auf dem Flohmarkt gute Preise aushandeln. Durch die schlechte Wirtschaftslage und sein geringeres Einkommen war er gezwungen gewesen, seinen Lebensstil drastisch zu verändern. Aber Travis hoffte, dass es bald wieder bergauf gehen würde.

Nachdem er mir ganz offen von seinen beruflichen Problemen erzählt hatte, erkundigte Travis sich, was ich denn beruflich mache. Um im Wirtschaftsjargon zu bleiben, meinte ich, ich sei in der geistlichen Branche tätig – ich sei Pastor.

Travis stürzte sich gleich auf dieses Geständnis.

„Sie sind Geistlicher?“ Er bemühte sich, höflich zu bleiben, fragte aber doch mit deutlich sarkastischem Unterton: „Dann glauben Sie wohl auch, dass die Welt tatsächlich in sieben Tagen erschaffen wurde?“ Aber bevor ich etwas erwidern konnte, ließ er auch schon eine ganze Salve harter Kritik an den Christen los. „Ich will ja nicht unhöflich sein, aber Christen sind durch die Bank schwache Menschen. Das Christentum ist doch bloße Weltflucht. Und je mehr sie von ihrem Glauben sprechen, desto größere Heuchler sind sie.“ Nachdem er einige Minuten lang so weitergeschimpft hatte, hielt er plötzlich inne. „Nun ja, wenn es wirklich ein Leben nach dem Tod gibt, dann dürften Sie wohl fein raus sein, weil Sie ja Pastor sind, und ich werde

wohl so abschneiden wie die meisten Menschen“, meinte er versöhnlich.

Der Rest der Unterhaltung verlief dann angenehmer. Er versuchte nicht, meine Sicht von Gott zu ändern, und ich versuchte auch nicht, seine zu ändern. Wir hofften beide, dass es wirtschaftlich bald wieder bergauf gehen würde, und verabschiedeten uns freundschaftlich voneinander.

Michelle, die Studentin, neben der ich während meines Anschlussflugs saß, war eine ganz andere Art von Atheistin – sie war eine fromme Atheistin.

Fromme Atheisten gibt es überall. Man findet sie in katholischen Gottesdiensten, bei den Baptisten, in Pfingstgemeinden oder unabhängigen Gemeinden, sogar unter den Zuhörern der Fernsehprediger. Sie gehen auf theologische Hochschulen, studieren an bekannten Universitäten, aber auch an allen anderen Instituten. Man findet sie in jeder Altersgruppe, Gesellschaftsschicht und in allen Berufssparten. Manche von ihnen lesen sogar jeden Tag in der Bibel.

Fromme Atheisten sehen zwar ganz so aus wie Christen, aber ihr Leben gleicht dem von Travis.

Noch vor dem Abflug fing Michelle eine Unterhaltung an. Fliegen machte sie etwas nervös, und sie schien zu hoffen, dass der Flug durch eine angeregte Unterhaltung schneller vorübergehen würde. Nachdem sie mir von den Schwierigkeiten mit ihrem überzogenen Konto, ihren geschiedenen Eltern und ihrem Freund erzählt hatte, mit dem sie zusammenlebte – und der panische Angst vor dem Heiraten hat –, fragte sie mich, was ich so machte.

Um einmal für etwas Abwechslung zu sorgen und nicht meine Standardantwort zu geben – „Ich bin Pastor“ –, erklärte ich, dass ich verheiratet sei und sechs Kinder habe.

„Sechs Kinder?! Wissen Sie denn nicht, dass man etwas dagegen tun kann?“, meinte sie scherzend.

Nach ein bisschen Smalltalk fragte Michelle mich, womit ich meinen Lebensunterhalt verdiene. Da ich mich jetzt

nicht mehr vor der Antwort drücken konnte, antwortete ich: „Nun, ehrlich gesagt bin ich Pastor.“

Dieses Geständnis gab Michelle das Stichwort und sie ließ einen ganzen Schwall von christlichen Begriffen und Geschichten los. Mit einem gelegentlichen „Gott hat mir gesagt“ und „Gott ist gut“ erzählte sie sanft lächelnd, dass sie mit fünfzehn Jahren in einem christlichen Jugendlager „ihr Leben Jesus übergeben“ hatte. Nach einem ernsthaften Gebet konnte sie es kaum erwarten, wieder in die Schule zu gehen, um den anderen von Gott zu erzählen und ab jetzt sexuell enthaltsam und integer zu leben. Michelle hielt an ihrem neu gefundenen Glauben fest, rutschte aber wieder in ihr altes Leben zurück.

Als säße sie im Beichtstuhl, schüttete sie mir ihr Herz aus und erzählte von den dunklen Seiten ihres Lebens. Sie sah beschämt zu Boden, als sie gestand, dass sie mit ihrem Freund Dinge machte, von denen sie wusste, dass sie falsch waren. Sie erzählte, dass sie ja in die Gemeinde gehen wollte, aber mit Studium und Job einfach zu viel um die Ohren hatte. Sie betete oft abends – meistens, dass ihr Freund auch Christ werden sollte. „Wenn er endlich an Jesus glaubt, wird er mich vielleicht heiraten“, meinte sie und wischte sich die Tränen ab.

Schließlich schloss sie mit einem letzten Geständnis: „Ich weiß, mein Leben sieht nicht gerade aus wie das Leben eines Christen, aber ich glaube wirklich an Gott.“

Willkommen bei den frommen Atheisten, die an Gott glauben, aber so leben, als gäbe es ihn nicht. Ich gebe es zwar ungern zu, aber ich entdecke diesen frommen Atheismus auch bei mir selbst. Man sollte vielleicht meinen, dass ein Pastor kein Problem mit Atheismus hat, aber das Gegenteil ist der Fall. Und leider erlebt man frommen Atheismus überall. Es muss aber auch anders gehen.

Dieses Buch ist für diejenigen gedacht, die den Mut haben, sich ihrer Scheinheiligkeit zu stellen. Ich hoffe, dass es Ihnen

einen Schubs gibt, dass es Sie herausfordert und aufrüttelt. Und wenn Sie vor Gott ehrlich sind – wie ich es auch versuche –, können wir unsere Heuchelei vielleicht gemeinsam ablegen und so leben, dass Jesus geehrt wird.

Einleitung

Auf dem Weg der Besserung

Hallo! Ich heiße Craig Groeschel und ich bin ein frommer Atheist.

Ich glaube an Gott, seit ich denken kann, aber ich habe nicht immer so gelebt, als ob es ihn wirklich gäbe. Inzwischen ist mein frommer Atheismus nicht mehr ganz so ausgeprägt wie früher, aber ich habe immer noch damit zu kämpfen. Wie ein trockener Alkoholiker, der das „Trockensein“ nie für selbstverständlich halten darf, muss auch ich einen Tag nach dem anderen angehen.

Vielleicht finden Sie es seltsam, dass ein Pastor damit zu kämpfen hat, dass er so lebt, als gäbe es Gott nicht. Aber da, wo ich lebe, ist frommer Atheismus eine rasch um sich greifende geistliche Seuche, die die Menschen vergiften, krank machen und sogar auf ewig töten kann. Dennoch ist frommer Atheismus extrem schwer zu erkennen – vor allem, wenn man selbst davon betroffen ist.

An meiner eigenen Geschichte kann man die Symptome ablesen: Ich bin in einer „christlichen“ Familie aufgewachsen. Wir haben an Gott geglaubt und sind auch in die Kirche gegangen – wenn uns danach war –, auf jeden Fall an Weihnachten und Ostern. Und wenn wir in die Kirche gegangen sind, war es immer langweilig. Ein älterer Herr, der eine seltsame Kutte trug, stand scheinbar eine Ewigkeit lang auf der Kanzel und sprach von Dingen, die für mich keinen Sinn ergaben. Ich weiß noch, dass ich manchmal mitgezählt habe,

wie oft der Pfarrer die Hand gehoben hat. Der Rekord liegt vermutlich immer noch bei 53-mal in einer Predigt.

Obwohl ich nie eine Bibel mit in die Kirche genommen habe, gab es bei uns zu Hause eine goldgelbe Bibel, die so groß war wie ein Kleinlaster und ihren Ehrenplatz auf dem Couchtisch hatte. Die Bilder darin vermittelten einem ein gutes, wohliges Gefühl, aber die Worte waren ein undurchdringliches Geflecht in einer veralteten Sprache.

Wenn ich bei zweien meiner Freunde aß, mussten wir vor dem Essen ein Tischgebet sprechen, das sich nicht einmal richtig reimte, und ich habe mich immer gefragt, ob es Gott wohl auch störte, dass es sich nicht reimte. Bei meinen Großeltern beteten wir bloß: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast.“

Keines dieser Gebete bedeutete mir etwas, aber letzteres reimte sich wenigstens.

Zum Teufel, nein!

Als ich acht Jahre alt war, nahm ich an einem Ferien-Bibelkurs in der Nachbarschaft teil. Ich war etwas nervös, aber die Spiele, Preise, Geschichten und die Unmengen an Keksen und Saft überzeugten mich schließlich doch. Die anderen Kinder schienen ganz normal zu sein, bis auf Alex, der bei einer Gelegenheit zweimal an einem Tag in die Hose gemacht hat. (Alex, wenn du das jetzt liest, kannst du froh sein, dass ich deinen Nachnamen nicht erwähne.)

Aber es stellte sich heraus, dass alles nur ein abgekartetes Spiel war, damit wir bis zum letzten Tag blieben, an dem uns unsere Lehrer dann so richtig in die Mangel nahmen. Blitzschnell waren meine Kekse verschwunden.

„Schließt die Augen und neigt eure Köpfe“, sagte die Erwachsene 1 mit toderenster Stimme. „Niemand schaut sich um.“

Dann legte sie eine theatralische Pause ein. „Wenn ihr heute Abend sterben müsstet, wüsstet ihr dann ganz sicher, dass ihr die Ewigkeit im Himmel verbringen würdet? Wer sich nicht sicher ist, hebt bitte die Hand.“

Ich hatte einen Zuckerschock von den Keksen und war mir nicht sicher, wo ich die Ewigkeit verbringen würde. Also hob ich die rechte Hand.

Plötzlich verbündete sich die Erwachsene 2 mit Erwachsener 1, sie fassten mich unter den Armen und schleppten mich hinter die Garage. Ich war nun von drei Seiten eingekesselt. Auf der einen Seite stand die Garage, auf der anderen befand sich ein Zaun, und an der dritten sah ich mich den strengen Blicken der Erwachsenen gegenüber.

Auf das, was dann kam, war ich nicht vorbereitet.

„Wenn du dir nicht sicher bist, wo du die Ewigkeit verbringen wirst, dann kommst du nach dem Tod zum Teufel in die Hölle.“

Zum Teufel? In die Hölle? Da schien mir doch in diesem Augenblick der Himmel die bessere Wahl zu sein. Wenn ich heute darüber nachdenke, ist mir klar, dass diese Erwachsenen sicher die besten Absichten hatten, aber damals jagten sie mir eine Höllenangst ein. Ich duckte mich, flitzte zwischen ihren Beinen hindurch und rannte dann schneller als Forrest Gump den ganzen Weg bis nach Hause. Der Teufel und sein Feuer, das er für Kinder wie mich schürte, jagten mir solche Angst ein, dass ich mich in meinem Schrank versteckte und zu Gott schrie: „Bitte schick mich nicht in die Hölle!“

Ich glaubte zweifellos an Gott. Ich war mir sicher, dass es den Himmel gab – obwohl ich es nicht besonders eilig hatte, dorthin zu kommen – und auch die Hölle. Ich hatte mir schon einmal an einem Streichholz die Finger verbrannt, und deshalb wollte ich auf keinen Fall irgendwohin, wo Feuer, Rauch und Schwefel waren. Jahrelang betete ich daher abends: „Gott, bitte schick mich nicht in die Hölle.“ Ich wiederholte den Satz so lange, bis ich schließlich einschlief.

Manchmal wachte ich dann morgens auf und merkte, dass ich mich beim Richter über mein Schicksal nicht ordnungsgemäß abgemeldet hatte – ich hatte das „Amen“ oder „Over“ oder „Auf Wiederhören“ vergessen. Ich hatte Gott einfach stehen lassen. Ich kannte die Zehn Gebote zwar nicht auswendig, aber ich war mir sicher, dass es in einem davon darum ging, wie man anständig betet. Und weil ich Angst hatte, dass Gott sauer auf mich war, betete ich: „Amen. Amen. Amen. Amen.“ Manchmal multiplizierte ich die Amens auch: „Amen mal amen mal amen mal amen.“

Als ich auf die weiterführende Schule kam, hatten sich mit den zig Trilliarden Amens, die ich bis dahin bestimmt schon gebetet hatte, auch immer mehr Angst und Unsicherheit gegenüber geistlichen Dingen angesammelt.

Highschool-Heuchler

Mit sechzehn beschloss ich eines Sonntagmorgens, freiwillig in die Kirche zu gehen. (Zugegeben, ich wollte zum Teil vermutlich auch deshalb dorthin, weil ich gerade erst den Führerschein gemacht hatte und mir jeder Grund zum Autofahren recht war – aber ich wollte wirklich in die Kirche gehen.) Mit dem Gedanken, was es wohl bedeuten mochte, „mit Gott im Reinen“ zu sein, schlenderte ich die Kirchenstufen hinauf und setzte mich in die dritte Reihe.

Und wieder einmal erwartete mich eine Predigt, die komplett an mir vorbeiging.

Enttäuscht steuerte ich anschließend auf den Ausgang zu. Der Pastor hatte sich strategisch günstig am Hauptauszgang postiert und schüttelte allen Besuchern die Hand. Ich ergriff die Gelegenheit beim Schopf und fragte, ob ich ihn einmal sehen könnte, um mit ihm über Gott zu sprechen.

Am darauffolgenden Mittwoch fand ich mich nach der Schule im Arbeitszimmer des Pastors wieder und stellte

sofort fest, dass das der unheimlichste Ort auf der Welt war. Ich fragte mich, ob er wohl hörte, dass meine Stimme zitterte, als ich ihn fragte: „Woher weiß ich, ob ich gut genug gelebt habe, um in den Himmel zu kommen?“

Obwohl ich mich nicht mehr an alles erinnern kann, was der Pastor damals gesagt hat, erinnere ich mich doch noch daran, dass er mir riet, kein Draufgänger zu sein, nicht den Mädchen nachzulaufen und kein Bier zu trinken – kurz gesagt, alles zu meiden, was Spaß machte. Alle meine Freunde waren Bier saufende Draufgänger und Weiberhelden. Ich war zwar nicht gerade der Größte unter ihnen, aber ich hatte durchaus das Potenzial, mich noch zu steigern.

Als ich sein Büro verließ, war ich fest entschlossen, nicht mehr zu sündigen. Es war Zeit, fromm zu werden und ein für alle Mal mit Gott ins Reine zu kommen. Mit dieser neuen Berufung im Herzen stellte ich mich der neuen Schulwoche, getrieben von dem brennenden Eifer, fromm zu leben.

Und dann kam der Freitagabend.

Erst Jahre später entdeckte ich, was Paulus im 7. Kapitel des Römerbriefes geschrieben hat. Er schrieb, dass er das, was er tun wollte, nicht tat und dafür das tat, was er nicht tun wollte. Das war genau meine Geschichte. Ich wollte ein gottesfürchtiges Leben führen, aber es schien, als könnte ich das nie länger als fünf Minuten durchhalten. Ich glaubte an Gott, aber ich schrieb in der Schule immer noch ab, trank das billigste Bier, das ich finden konnte, log, wenn mich jemand danach fragte, was ich mit meinen Freundinnen machte, und hoffte, hin und wieder einen verlegten Playboy zu finden.

„Gott, bitte schick mich nicht in die Hölle. Amen mal amen.“

Meine erste Erweckung

In der 11. Klasse wählte mich meine christliche Jugendgruppe zu ihrem Leiter. Offensichtlich musste man keinen christlichen Lebensstil vorweisen, um sich dafür zu qualifizieren, und ehe ich mich versah, hatte ich mir durch diese Aufgabe ein Teilstipendium an einer christlichen Universität „verdient“. Durch ein Sportstipendium deckte ich den Rest der Kosten und hoffte so auf einen ganz neuen Anfang mit Gott.

Ich zog mit einem Auto voller Klamotten, billiger Kugelschreiber, meinem Cindy-Crawford-Poster und hochtrabenden Träumen los. Aber anstatt dort von lauter jungen Billy Grahams und Mutter Teresas umgeben zu sein, wurde ich von angehenden Models und Rappern in Empfang genommen und sofort in die Partyszene eingeführt.

Sünde macht Spaß – zumindest eine Zeitlang. Aber sie verfolgt dich garantiert, meistens dann, wenn du am wenigsten damit rechnest. Es ist wie beim Niesen: Zuerst fühlt sich Sünde gut an, aber danach ist es eine Riesensauerei. In meinem zweiten Jahr an der Uni wurden einige meiner Kumpels aus unserer Studentenverbindung wegen schweren Diebstahls eingelocht, und wir liefen Gefahr, dass die ganze Gruppe vom Campus verwiesen werden würde. Etwa zur gleichen Zeit verschlief ich mein Tennistraining, weil ich einen Riesenkater hatte, und stand kurz davor, mein Sportstipendium zu verlieren. Und viele an der Uni verachteten mich dafür, wie ich einige der Mädchen behandelte.

Von Sekunde zu Sekunde fühlte ich mich schlechter und beschloss, zu Gott aufzuschauen – mal wieder.

Ich beschloss, im Haus unserer Studentenverbindung eine Bibelgruppe ins Leben zu rufen. Meinen Mitbewohnern verkaufte ich die Idee, indem ich ihnen erklärte, dass das unserem befleckten Ruf guttun würde. Ich wollte wirklich mehr über Gott lernen, und da mir die Kirche dabei nicht

wirklich geholfen hatte, dachte ich, ich sollte mich einfach direkt an die Bibel halten, um zu sehen, was ich darin entdecken konnte.

Am Dienstagmorgen vor dem ersten Treffen schlenderte ich zwischen den Unterrichtsstunden über den Campus, als mir plötzlich einfiel, dass ich gar keine Bibel besaß. (Die vergoldete Familienbibel hatte ich zu Hause gelassen.) Auf dem Weg zu meiner Vorlesung über Weltliteratur sprach mich ein älterer Herr an und sagte, er sei von den „Gideons“. Er erkundigte sich, ob ich eine Bibel geschenkt haben wollte. Ich wusste nicht genau, wer die „Gideons“ waren, aber mir erschien er in diesem Moment wie ein Engel Gottes.

An diesem Abend fingen ein paar von uns an, in einem kleinen, vor Schweiß stinkenden, von vielen Partys verdreckten Zimmer in unserer Lambda-Chi-Alpha-Verbindung in der Bibel zu lesen. Wir fingen im 1. Kapitel des Matthäusevangeliums an, und als wir die Wer-zeugte-wen-Liste einmal durchhatten, wurde es immer interessanter. Am Schluss unserer Anfänger-Bibelkreise beteten wir die einzigen Gebete, die wir kannten: „Gott, beschütze uns auf den Partys. Gott, mach, dass Joes Freundin nicht schwanger wird. Gott, bitte mach, dass wir in der Geschichtsprüfung nicht beim Abschreiben erwischt werden.“ Es waren nicht die typischen Gebete einer Baptisten-Studentengruppe, aber sie waren wenigstens ehrlich.

Wir waren ein Haufen junger Leute, die an Gott glaubten, aber nicht die leiseste Ahnung davon hatten, wer er wirklich war.

Und trotzdem fing unsere Bibelgruppe an zu wachsen. Offensichtlich verspürten viele von unseren Party-Freunden einen ähnlichen geistlichen Hunger. Je mehr wir in der Bibel lasen und je mehr Gebete wir sprachen, umso mehr Leute kamen und umso mehr schien Gott zu tun.

Nachdem wir mit Matthäus fertig waren, stellten wir fest, dass bei Markus, Lukas und Johannes oft die gleichen

Geschichten standen. Nach den ersten drei Kapiteln der Apostelgeschichte wurde es uns langweilig und wir sprangen zum Römerbrief. Nach der Hälfte war ich so neugierig, dass ich vorauslas. Als ich zum Epheserbrief kam, stolperte ich über zwei Verse, die mein Leben von Grund auf verändern sollten: „Denn nur durch seine unverdiente Güte seid ihr vom Tod errettet worden. Ihr habt sie erfahren, weil ihr an Jesus Christus glaubt. Dies alles ist ein Geschenk Gottes und nicht euer eigenes Werk. Durch eigene Leistungen kann man bei Gott nichts erreichen. Deshalb kann sich niemand etwas auf seine guten Taten einbilden“ (Epheser 2,8–9). Konnte das sein? Wir sind durch nichts anderes als Gottes Gnade gerettet? Nicht durch das, was wir tun? Warum hatte mir das nie jemand gesagt?

Ich fühlte mich wie ein wildes Tier in einem Käfig und musste einfach raus aus diesem kleinen Zimmer. Vor der einzigen Tür saß jemand und so kletterte ich aus dem nächstgelegenen Fenster. Ich hatte das Gefühl, dass etwas Wichtiges bevorstand, und so rannte ich zum nächsten Sportplatz, um mit Gott allein zu sein. Was dann geschah, ist schwer zu beschreiben und noch schwerer für mich zu glauben. Gottes Gegenwart wurde ganz real für mich.

Ich hatte immer gedacht, dass nur Spinner Gott reden hörten. *Klar, du hast Gott zu dir reden gehört. Und jetzt sitzt gerade ein süßes Engelchen auf deiner Schulter und flüstert dir ins Ohr, was du als Nächstes tun sollst, stimmt's?*

An diesem Abend wurde ich also zum Spinner. Ich kniete auf dem Rasen und hörte eine Stimme. Sie war nicht laut hörbar – genauer gesagt war sie viel zu laut, um hörbar zu sein, und viel zu gegenwärtig in mir drin. „Ohne mich hast du gar nichts. Mit mir hast du alles.“ Ich kniete mich hin und sprach das kürzeste, intensivste, vertrauensvollste Gebet meines Lebens.

Ich flüsterte die Worte nicht einmal, sondern sprach die Silben lautlos zu Gott: „Nimm mein Leben.“

Das war alles. Als ich wieder aufstand, war ich ein komplett anderer Mensch. Ich hatte zwar den gleichen Körper, die gleiche Stimme und den gleichen Verstand, aber ich war nicht mehr derselbe. Später einmal erfuhr ich, dass ich das war, was in der Bibel ein „neuer Mensch“ genannt wird (2. Korinther 5,17). Was vorher war, war vergangen, etwas Neues hatte begonnen. Endlich hatte ich mich von einem frommen Atheisten in einen Christen verwandelt.

Zum ersten Mal in meinem Leben glaubte ich an Gott und lebte tatsächlich auch so, als sei er real.

Auftrag nicht erfüllt

Da ich nun ein neuer Mensch war, wurde mir bewusst, dass ich auch einen neuen Auftrag hatte: die Gute Nachricht auf der ganzen Welt zu verbreiten – angefangen bei meinem Zimmergenossen. Niemand war vor meinem Missionseifer sicher, weder meine Sportkameraden noch meine Mitbewohner, noch meine Party-Kumpel, nicht einmal meine Dozenten. Würde ich sagen, ich sei fanatisch gewesen, wäre das noch untertrieben. Ich sammelte Neubekehrte wie Michael Phelps Goldmedaillen. Je mehr Gott handelte, umso mehr begriff ich, dass Gott wollte, dass ich ihm mein ganzes Leben zur Verfügung stellte und in die vollzeitliche Gemeindegemeinschaft ging.

Genau im richtigen Moment öffnete Gott mir, als ich 23 war, eine Tür, um in einer alteingesessenen Gemeinde im Stadtzentrum zu arbeiten. Aber mein großer Traum verwandelte sich langsam in einen geistlichen Albtraum. Was so gut angefangen hatte, wurde bald zu einer Besessenheit. Ich brachte nie genug Einsatz, und je größer meine Leidenschaft für die Gemeindegemeinschaft wurde, desto kleiner wurde mein Herz für Jesus.

Mein göttlicher Auftrag war nur noch ein Job. Statt aus persönlicher Hingabe in der Bibel zu lesen, befasste ich mich

nur noch damit, um zu predigen. Und statt zu predigen, um Gott die Ehre zu geben, predigte ich, um Menschen in die Kirche zu holen. Ich versprach leidenden Menschen, für sie zu beten, aber meist hielt ich mein Versprechen nicht.

Als ich 25 war, war ich Vollzeit-Pastor, aber Teilzeit-Christ.

Eine Einladung

Erinnert Sie irgendetwas davon an Ihre eigenen Erfahrungen in diesem Bereich? War Ihre Beziehung zu Gott schon einmal enger, als sie es jetzt gerade ist? Wenn es Ihnen so geht wie mir, dann wollten Sie eigentlich gar nicht „abdriften“. Wie die Luft aus einem Reifen entweicht, der ein winziges Loch hat, so hat Ihre Leidenschaft für Gott ganz langsam, aber sicher abgenommen. Vielleicht ist Ihnen das jetzt erst klar geworden. Statt Vollzeit-Christ zu sein, sind Sie vielleicht zu einer Vollzeit-Mutter oder einem Vollzeit-Studenten oder einem Vollzeit-Angestellten geworden – und gleichzeitig zu einem Teilzeit-Christen.

Vielleicht sind Sie Mitglied einer Gemeinde, aber insgeheim schämen Sie sich Ihrer Vergangenheit.

Vielleicht haben Sie von Gottes Liebe gehört, aber Sie sind nicht wirklich davon überzeugt, dass er Sie liebt.

Oder Sie sind zwar davon überzeugt, dass es Gott gibt, aber Sie beten nicht so viel, wie Sie eigentlich sollten.

Vielleicht geht es Ihnen wie vielen wohlmeinenden Christen, und Sie wissen zwar, was Gott von Ihnen will, aber Sie tun immer noch das, was Sie wollen.

Oder Sie wollen ernsthaft darauf vertrauen, dass Gott für Sie sorgt, aber es fällt Ihnen in der Praxis so schwer.

Womöglich glauben Sie, dass es einen Himmel und eine Hölle gibt, aber mit anderen über Ihren Glauben zu reden ist Ihnen fremd oder einfach viel zu peinlich.

Oder Sie glauben vielleicht an Gott, halten es aber für überflüssig, in eine Gemeinde zu gehen.

Ich werde Ihnen offen und ehrlich von meinen Problemen erzählen, und ich hoffe, dass auch Sie ehrlich sein werden. Vielleicht können wir Gott dann gemeinsam und mit seiner Hilfe besser kennenlernen und in einer engeren Beziehung zu ihm leben.